

## **Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke**

von Michael Wolf

„Da ist ein Leerzeichen zu viel!“ Eine Besucherin deutet triumphierend auf das einzige Ausstellungstück. Es ist ein gerahmter Vertrag, in dem die Sicherheitsfirma „We Watch“ ihre Dienstleistung aufschlüsselt. Und tatsächlich ist da eine Lücke in § 7 Grundsätzliche Aufgabenbeschreibung. Als hätte ein Bürokrat der ordnungsgemäßen Ausführung der Aufgabe „Überwachung und Kontrolle der Freihaltung von Flucht- und Rettungswagen“ mit dem zusätzlichen Leerzeichen besonderen Ausdruck verleihen wollen. Der Künstler selbst steht in diesem Falle nicht unter Verdacht. Das Schriftstück ist echt, die Firma wurde ganz unironisch beauftragt Stefan Kleins Ausstellung „More secure than ever“ zu bewachen. Nur, dass eben einzig dieser Vertrag an der Wand hängt. Ansonsten sind die Wände der Galerie Daniel Marzona leer. Oder doch nicht?

Weißer Flächen haben die Eigenschaft, jede Unreinheit in den Vordergrund zu heben. Flecken, Bäuche, Kunst – alles tritt durch und vor weißer Oberfläche nur noch stärker hervor. Finde den Fehler, lautet also die Aufgabe. Auf der Einladung war bereits zu lesen, dass es nichts außer dem Vertrag und dem angestellten Sicherheitsmann zu sehen geben würde. Aber selbst, wer eingeweiht ist, sucht den ganzen Raum ab. Irgendwo muss die Kunst – oder zumindest irgendetwas – doch sein.

Das Leerzeichen ist nur so lange gerechtfertigt, als es zwischen zwei Einheiten steht, um sie voneinander abzugrenzen. Mit diesem kleinen Zwischenraum revolutionierten die Mönche im Mittelalter das Alphabet. Die Griechen als deren Erfinder kannten und brauchten sie nicht. Sie schrieben nur, um später laut vorzutragen. Vermutlich agierten sie wie Kinder, die beim Lesenlernen den korrekten Lautausstoß durch das Hören ihrer Stimme erraten. Nur laut lesend wissen sie, wann eine Pause zu setzen ist. Als orale Kultur erschloss sich den Griechen der Sinn des Wortes ohnehin nur im Vortrag – als leibhaftige Kommunikation in einer Stadtgesellschaft. Erst mittelalterliche Mönche führten das Pausenzeichen, um auch in stiller Andacht das Wort Gottes zu erfahren. Eine kleine Revolution, die bis heute nachwirkt. Digitale Welten beruhen wesentlich auf diskontinuierlichen Zeichenfolgen. 0 oder 1, Leere oder Fülle.

Die Differenzierung ist seither vielleicht der wichtigste Modus menschlicher Wahrnehmung. Als Text begriffen, feiert diese Ausstellung die ungewohnte Kulturtechnik der Leere zwischen den Dingen. Wo aber sind die? Die Besucher könnten zwischen ihnen unterscheiden. Sie wollen es sogar. Jedoch: Wo ist denn hier etwas außer weißer Wand? Was fehlt, ist der Inhalt, auf den die (ab)gerichtete Wahrnehmung losgelassen werden will. The art is absent. Wer lange genug sucht, dem bieten sich freilich Möglichkeiten, die verlorene Ordnung wiederherzustellen: Der Heizungskörper schraubt sich da doch verdächtig kunstvoll in die Höhe! Oder die Steckdosen an der Wand. Geradezu provokant plump schweben die eine Armlänge über dem Estrich. Noch krasser: Das Klebeband, das am Eingang vor einer Stufe warnt. In einem White Cube steht alles unter Kunstverdacht.

Die Ausstellung könnte ganz gut durchgehen als charmante Satire auf das Ausstellungswesen selbst. Aber das wäre nur die denkbar langweiligste Reaktion. Dafür ist dieser Versuchsaufbau zu komplex. „More secure than ever“ ist tatsächlich kein sicherer Raum, der Wohlbefinden und Orientierung garantiert. Kein Schutzraum, zu dem nur die passenden Personen mit opportunen Gedanken Zugang erhalten. Im Gegenteil: Durch seinen Entzug provoziert diese Kunst zwar eine Entgegnung, ihre Leere lässt aber das Wie offen. Der Besucher darf und muss diesen Raum selbst füllen. Er wird in Verantwortung genommen für seinen Bestand, im Sinne der Suche nach einer Antwort. Aber eben – darin liegt die Provokation – ohne dass eine Frage gestellt wurde.

Wahrnehmung ohne Objekt ist – wenn überhaupt denkbar – schwer erträglich. So deutet diese

luftige Ausstellung in aller Deutlichkeit auf die alte Sinn-Sucht hin. Die Frage nach dem Inhalt als lästige *conditio humana* – insbesondere für Alexej. Der Ausstellungswächter klagt, er werde von Besuchern ständig gefragt, was denn in seiner Tasche sei. Unter einem Bauhaus-Stuhl steht sie an der Wand. Er steht aufrecht daneben und wacht pflichtschuldig über die Vertragsinhalte. Ein bisschen verdächtig sieht auch er aus. Kräftig, aber weiche Gesichtszüge, etwas zu freundlich für einen Security-Mann. Vielleicht doch ein Schauspieler? Nein, das wäre auch gar nicht nötig. Wider Willen ist Alexej ein viel besserer Performer. An seiner Anwesenheit kommt keiner der Besucher vorbei, sie ist die einzige positiv konstatierbare Präsenz im Raum. Während der gerahmte Vertrag nur ein Setting behauptet, löst Alexej es ein.

Und zwar gerade weil er selbst nicht eingeweiht ist. Er macht einfach seinen Job – und beglaubigt damit, dass es etwas zu bewachen gäbe. Aber was denn nun? Vielleicht ja die Suche selbst. Hier gibt es nichts zu sehen außer Menschen, die nichts sehen. Haltlose Blicke kreuzen sich, Schultern werden gezuckt, Lippen murmeln vorsichtig „Tino Sehgal“. Wer die Gespräche ernster nimmt, teilt seine Gedanken vertraulich durch Null. Später dann – beim Bier – starrt der harte Kern der Vernissage durch das Schaufenster. Ein alter Mann mit Sprachbehinderung hat sich in der Galerie verloren. Munter und wirr redet er auf den Wachmann Alexej ein, der geduldig immer nur den Kopf schüttelt oder nickt. „Was hat er denn gesagt“, fragt eine Besucherin, als der Mann gegangen ist. „Keine Ahnung“, antwortet Alexej und lächelt fröhlich.